Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot

Band: 193 (1920)

Rubrik: Das Bernbiet ehemals und heute

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Bernbiet ehemals und heute.

Unsere Wanderung durch das Simmental von Erlenbach aus fortsetzend, gelangen wir, immer noch im Weichbild der Gemeinde Erlenbach uns befindend, nach Ringoltingen. Von hier stammte das Geschlecht der 1347 zum ersten Male genannten Zigerli, die in diesem Jahre sich als Burger zu Bern und gesessen zu Ringoltingen bezeichnen. Im Anfang des 15. Jahrhunderts nahm die Familie den Namen von Ringoltingen an. Zwei ihrer Vertreter, Rudolf (1380—1456) und sein Sohn Thüring (1410—1483), bekleideten die Würde eines Schultheißen von Bern. Reich begütert, haben sich die beiden Ringoltingen um den Bau und die Ausschmückung des Münsters hoch verdient gemacht. Der Letztgenannte, mit dem das Geschlecht ausstarb, hat sich auch mit den schönen Künsten beschäftigt als Übersetzer des französischen Ritterromans von der schönen Melusina. Aber die Schilderung ihrer Persönlichkeiten und ihres Wirkens gehört nicht hierher, hatten sie doch die Beziehungen mit ihrer Heimat an der Simme längst aufgegeben. Daß ein festes Haus auf dem Rämberg bei Ringoltingen, von dem nur geringe Trümmer übrig sind, ihr Stammsitz war, ist unerwiesen. Die Burg Ringoltingen gehört zu den im Simmental so zahlreichen Burgstellen, deren Geschichte völlig im Dunkeln liegt.

Bald betreten wir den Boden der auf beiden Seiten der Simme bis auf den Kamm der Stockhornkette wie derjenigen des Thurnens hinaufreichenden, im Tale drunten aber wenig mehr als 3 km breiten Gemeinde

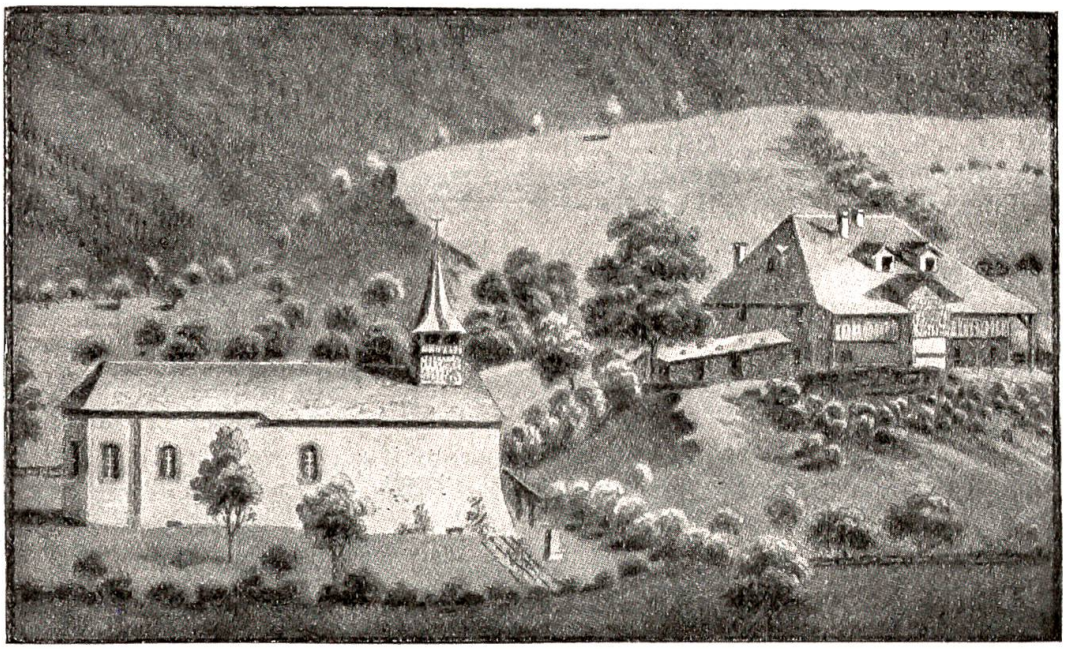
Därstetten.

Ein eigentliches geschlossenes Dorf dieses Namens gibt es nicht. Die 831 Seelen zählende Einwohner-, Burger- und Kirchgemeinde Därstetten besteht aus einigen kleinern Siedelungen und Bäurten, von denen wir das an der Straße gelegene Wiler und das am Hang der Stockhornkette sich lagernde Niedfluh schon hinter uns haben, wenn wir über die gedeckte Holzbrücke, nach dem rechten Simmenufer abbiegend, nach Därstetten im engern Sinn, d. h. in die Bäurt Kloster, gelangen.

Wie schon der letztere Name andeutet, war Därstetten im Mittelalter Sitz einer klösterlichen Niederlassung. Die der hl. Jungfrau Maria geweihte Propstei regulierter Augustinerchorherren wird zum ersten Male 1228 als Therenschatten genannt, für welchen Namen auch Thernschatten 1233, 1276, 1390, Terscheton 1277, Terenschatton 1309, Ternstätten 1276 und Ternschaten 1453 erscheinen. Wahrscheinlich ist Därstetten eine Stiftung der Freiherren von Weißenburg, die die Kastvogtei besaßen und deren Gruft sich in der alten Propsteikirche befunden haben soll. Daß die Weißenburg in nahen Beziehungen zur Propstei standen, beweist auch die Tatsache, daß 1326 Johann und Rudolf von Weißenburg ihr das Patronatsrecht und den Kirchensatz der benachbarten Kirche von Oberwil schenkten. Wiewohl die Propstei 1276 vom Kloster Sels im Elsaß eine Anzahl Besitzungen im Simmental kaufte und auch gelegentlich Vergabungen erhielt, scheint sie nicht wohlhabend gewesen zu sein. 1416 bestand der Konvent nur aus dem Propst und zwei Chorherren. Der Visitationsbericht von 1453 verlangte vom Kloster die Weißung der Kirche und eine bessere Instandsetzung und Etikettierung der Reliquiensammlung. Gegen Ende des Jahrhunderts macht das Kloster den Eindruck des Zerfalls. 1484 wurde die Propstei mit ihren Einkünften dem neuerrichteten St. Vinzenzenstift in Bern einverleibt und der letzte Propst in gleicher Würde nach Interlaken versetzt. Nach der Reformation gelangte das Patronatsrecht an den Staat. Wie es scheint, wurde 1532 der Pfarrer von Därstetten zum zweiten Helfer des Kapitels Thun bestimmt, eine Maßregel, die aber nicht lange in Kraft geblieben sein kann. Von den Geistlichen der nachreformatorischen Zeit seien folgende genannt: Hans Jakob Falk wirkte hier von 1572 bis 1574. Er ertrank auf dem Heimweg von Oberwil in der Simme. Man fand Hut und Degen auf dem Stein, da er ausglitschte. Ein Zeitgenosse

schreibt: „Ein klein aber gut liebes Männli, war seinen Kilchgenossen gar lieb."

Eigentümlich ist es, daß im 17. Jahrhundert Därstetten hintereinander drei Pfarrer hatte, die dem franz. Sprach- und Kulturgebiet entstammten. Zwar schlug Christian Chambrier, ein Neuenburger, der 1672 von Zofingen nach Därstetten versetzt wurde, diese Stelle aus. Aber Abraham Clerc, von Romainmôtier, dessen Vater zuerst Pfarrer von Lausanne, dann Prediger der französischen Kirche in Bern gewesen war, verschmähte es nicht, wiewohl als Kandidat 1673 mit dem Predigtamt an der Heiliggeistkirche betraut, noch im selben Jahr die etwas einsame Pfarrei an der Simme anzutreten. Clerc war in seiner Gemeinde durch sein tüchtiges, gediegenes Wesen sehr beliebt. Er starb aber schon 1679. Eine eigenartige Erscheinung war den Därstettern seine Gattin, die geistreiche Katharina von Wattenwyl, deren Leben ein eigentlicher Roman ist. Ihr kühner, unruhiger Geist, der sie später zu einer höchst bedenklichen Rolle hinriß und ihr eine Anklage auf Hochverrat und ein allerdings nicht vollzogenes Todesurteil zuzog, hinderte sie keineswegs, sich in Därstetten wohl zu fühlen, angesprochen von der Art der Bewohner, die ihr freundlich entgegengekommen waren. Der Nachfolger ihres Gatten, Peter Benedikt Graf oder Le Comte, der von 1697 bis zu seinem Tode 1706 Pfarrer von Därstetten war, Urenkel des Reformators Jean Le Comte von Grandson und als Sohn des damaligen Pfarrers von Dachsfelden, Jean Jacques Le Comte, 1648 geboren, hatte seine Studien in Basel absolviert, verleugnete aber seine französische Abkunft keineswegs. Er sollte übrigens Gelegenheit finden, in Därstetten seine Kenntnis der französischen Sprache zu verwerten. In den Jahren 1687 und 1688 hielten sich nämlich im Berneroberland so viele französische und waldensische Flüchtlinge auf, daß der Pfarrer von Därstetten, wie seine Amtsbrüder Jeger in Reichenbach und Fueter in Zweisimmen, sich veranlaßt sah, auch in französischer Sprache zu predigen und Kinderlehre zu halten. Übrigens bewogen ihn Familienverhältnisse zu einem auffallenden Schritt. In seiner kinderlosen Ehe keineswegs glücklich, nahm er eine Feldpredigerstelle im Regiment seines Vetters Oberst Manuel in französischen Diensten an, an dessen Seite er mehrere Feldzüge, so den außerordentlich blutigen und mühseligen in Katalonien, unternahm. Während dieser Zeit versahen Vikare die Gemeinde. Nach dem Tode Manuels 1701 kehrte er wieder in seine stille Pfarrei zurück, wo er 1706 starb. Endlich ist noch des tiefen Denkers Johann Peter Romang zu gedenken, der von 1837—1851 in Därstetten wirkte, sowie seines Vorgängers Rudolf Lutz, dessen Lehrerbildungskurse während seiner hiesigen, von 1823—1837 reichenden Amtsdauer sich eines gerechten Rufes erfreuten.



Kirche von Därstetten.

Die Stelle des ehemaligen Klosters nehmen die Kirche und das Pfarrhaus ein. Die Kirche, ein langgestreckter Bau, dessen Dachreiter in neuerer Zeit durch das Türmchen über der Fassade ersetzt wurde, enthält außer dem alten Taufstein in ihrem Innern eine in die Mauer eingelassene Grabplatte mit dem Wappen der Weißenburg und der Thierstein. Bezeichnete sie etwa die Grabstätte der Agnes von Weißenburg, die in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts als Gattin des Simon von Thierstein erscheint? Und gehörte etwa das vor einiger Zeit aufgefundene, im Pfarrhaus aufbewahrte romanische Kapitäl zu diesem Grabmal? Eine Inschrift am Gesimse der Empore erinnert an eine 1665 vorgenommene Restauration der Kirche. Man beachte auch das Vordach, das nicht nur die Stirnseite, sondern die ganze nördliche Außenwand der Kirche schützt, an der uns mit den gegenwärtigen Mauermassen in keinem Verhältnis stehende, mächtige, strebepfeilerähnliche Verstärkungen auffallen. Die Terrassen, auf denen das altertümliche, um 1740 erneuerte Pfarrhaus und seine Gärten sich erheben, rühren wohl vom ehemaligen Klostergebäude her, von dem sonst keine Überreste mehr vorhanden sind. Dafür befindet sich unweit der Kirche im Weiler Moos, einer der reizvollsten ländlichen Bauten des Bernbietes, ja des Schweizerlandes, das sogenannte Knuttihaus. Die Schnitzereien und Bemalungen der Außenseite, besonders der Front, geben uns einen hohen Begriff vom Können des ländlichen Künstlers, wie vom guten Geschmack des Bauherrn, der sich 1756 dieses freundliche Heim erbauen ließ. Dem Schmuck des Äußern entsprechen die Verzierungen des Innern. An der Decke bewundert man die reichen aufgemalten Fruchtgirlanden, während die Wände mit Landschaftsbildern, unter anderm eine Stadt und ein Kloster darstellend, verziert sind. Ganz anmutig ist auch der Spruch, mit dem der Künstler sein Werk abschloß: „Der Maler, der dies Haus gemalt, Darfür ist worden gut bezahlt. Drum wünscht er diesem ganzen Haus Den Segen hinein und das Übel hinaus."

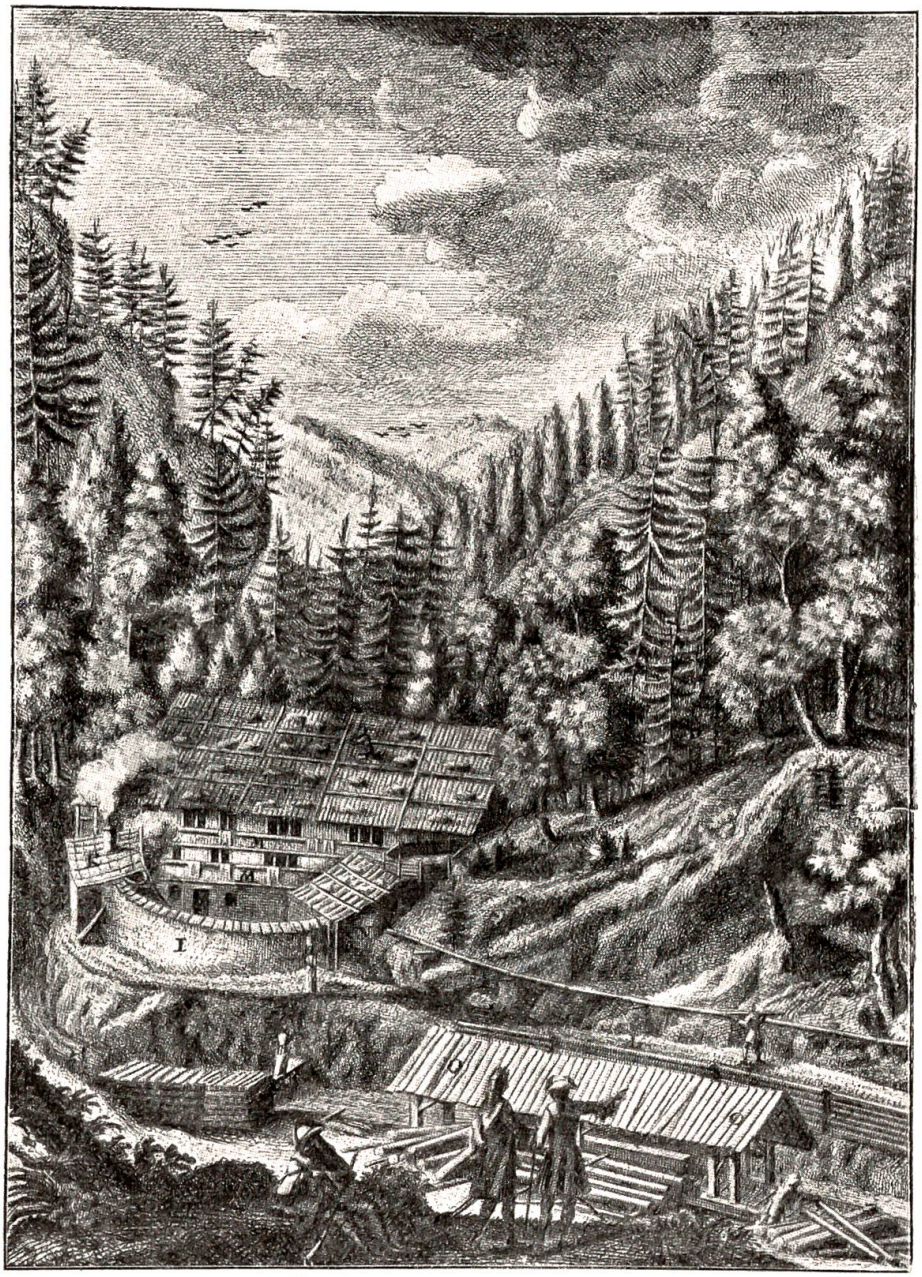
1759 erbaute der nämliche Meister das ebenfalls wohlerhaltene und sehenswerte Margelhaus im Weiler Oberen in der Bäurt Zwischen den Bächen, die sich am Hang der Thurnenkette hinanzieht. Auf der linken Talseite am Hang der Stockhornkette lagern sich, außer den schon genannten Bäurten Weiler und Niedfluh, das herrlich und sonnig gelegene Dörfchen Weißenburgberg, sowie das in der Tiefe gelegene Reichenbach mit dem schon 1276 genannten Baumgarten, dem stattlichen Wirtshause Lochmatten mit der alten Mühle und einem Tuffsteinbruch, dessen treffliches Material früher bis weit ins Unterland hinunter ausgeführt wurde.

Der Leser wird sich vielleicht fragen, was der schon öfters in unserer Schilderung vorgekommene Ausdruck Bäurt bedeutet. Mit Bäurt wird nicht etwa eine Ortschaft oder Siedelung im allgemeinen bezeichnet. Eine Bäurt ist eine Gruppe bestimmter Heimwesen, die an gewissen Allmendgütern, dem Bäurtgut, anteilberechtigt sind. Diese Nutzungsgemeinden innerhalb der Einwohner- und Burgergemeinde sind ein wichtiger Faktor im volkswirtschaftlichen Leben besonders der oberländischen Ämter, so auch des Nieder- und Obersimmentals. Eine Bäurt der Gemeinde Därstetten bildet auch deren geschlossenste Siedelung, das einem Städtchen ähnliche

Weißenburg.

Daß der junge Felix Mendelssohn, der am 8. August 1831 im Wirtshaus zu Weißenburg frühstückte und dazu die dort aufliegende Pariser Zeitung „le Constitutionnel" las, trotz strömenden Regens den Ort abzeichnete und das Bildchen seinen Angehörigen nach Berlin sandte, ist nicht verwunderlich. Die auf dem linken Simmenufer an der alten Talstraße eng zusammengedrängten, stattlichen Häuser mit ihren gewaltigen, weitausladenden Dächern, die hinter dem Dorf sich öffnende Bunschibachschlucht, über deren Mündung der von Tannen bestandene finstere Burghügel thront, geben dem Ort ein eigenartiges Aussehen. Der Wanderer beachte das mächtige Wirtsgebäude mit dem schönen, das Weißenburgerwappen — zwei miteinander durch eine Mauer verbundene, weiße Zinnentürme im roten Feld — aufweisenden Gasthausschild, das stattliche Haus der hier alteingesessenen

Familie Müller, das steinerne, ebenfalls bedeutend wirkende Haus des Kurhausarztes, und übersehe auch nicht am Gäßchen zur Burg ein altes, teilweise gemauertes Häuschen mit der Inschrift: „Wenn Nid und Haß brönnte wie Für, Wär das Holz nit halb so tür.“ Man lasse sich auch das Brücklein beir „Eich“ zeigen, wo nach der Sage einer aus dem Geschlecht der Weißenburg ermordet worden sein soll. An die neue Zeit erinnert die 90 m lange und 30 m hohe Eisenbahnbrücke über die Schlucht des Bunschibaches. Schade nur, daß sie, statt in gemauerten Bogen das Tobel zu überschreiten, als Gitterbrücke erstellt wurde, ein Brükkentypus, der nun einmal nicht in unsere Berglandschaft paßt. Wie viel besser fügen sich in die Gegend die zahlreichen gedeckten Holzbrücken und Brücklein ein, die den Verkehr der beiden Simmenufer durch das ganze Tal hin vermitteln. Wir erwähnen hier bloß die gerade in der Nähe gelegenen Brücken von Sewelen, Ringoltingen, Därstetten, Weißenburg beir Brüggmatt und im Heidenweidli. Warum baut man eigentlich keine solchen Straßenbrücken mehr?



Bad Weißenburg (1695).

Bevor wir Weißenburg verlassen, besuchen wir den rechts über dem Bunschibach emporragenden Schloßhügel, der die Burg Weißenburg trug. Während noch 1778 nach einer damaligen Ansicht der Ruine der ehemalige Schloßturm sich zu ansehnlicher Höhe erhob und vor einigen Jahrzehnten der Torbogen noch sichtbar war, zeugen heute nur Mauerüberreste, die allerdings bis 5 m sich erheben, von der ehemaligen bedeutenden Burganlage. In der Tiefe der Bunschibachschlucht konstatierten ältere Topographen wie Jahn ebenfalls Burgtrümmer unbekannten Ursprungs.

Die Weißenburg war im Mittelalter Sitz einer der bedeutendsten oberländischen Dynastengeschlechter. Die Anfänge dieses Hauses liegen im Dunkeln, namentlich auch seine Beziehungen mit den Edlen von Erlenbach, die sie wahrscheinlich beerbt haben, ja mit denen

sie vielleicht identisch sind. Am 5. Oktober 1177 wohnten laut der für die Kenntnis der älteren Dynasten in altbernischen Landen so wichtigen Urkunde von der Verleihung der Schüfelmatte bei Galtern an das Gotteshaus Rüeggisberg dieser Verhandlung bei: Wilhelm, sein Neffe Ulrich und Herr Rudolf von Weißenburg. Vielleicht ein Enkel des Erstgenannten und Sohn eines Rudolf II. ist Rudolf III., Herr zu Weißenburg, zu Diemtigen, Wimmis und Rotenfluh bei Wilderswil, Erbauer der Burg Weißenau im Bödeli, Feind der Berner, mit denen er 1288 Krieg anfing, worauf sie in das mit Freiburg verbündete Simmental eindrangen. Unter seinen Söhnen — er starb um 1307 — Johann I. und Peter erwarb das Haus durch Pfandschaft die Landschaft Hasle. Nach dem um 1313 erfolgten Tode des letzteren übte Johann I. die Vormundschaft über dessen beiden Söhne Johann II. und Rudolf III., führte aber als Parteigänger Österreichs unglückliche Fehden mit Bern, das 1334 Wimmis eroberte. Johann I. und seine beiden Neffen waren nicht mehr in der Lage, den Kampf fortzusetzen, mußten einen Teil ihres Gebietes an das Kloster Interlaken verkaufen, mit Bern ein zehnjähriges Bündnis schließen, dieser Stadt ihre Rechte über das Oberhasle abtreten und sich zur Heeresfolge verpflichten. Daher erklärt es sich, daß die Weißenburger mit ihren Herrschaftsleuten 1339 in Laupen auf seiten der Berner fochten. Nach dem um 1340 erfolgten Tode Johanns I. gelang es Johann II., durch kluge Politik das Ansehen seines Hauses wieder zu heben. Mit seinem um 1367 erfolgten Tode erlosch sein Geschlecht im Mannesstamm, da sein um 1340 verstorbener Bruder Rudolf keine Leibeserben hinterließ. Die Besitzungen der Weißenburg gelangten an die Schwester der beiden letzten Freiherren, Katharina, verheiratet mit Thüring von Brandis, dessen Söhne die Herrschaft erbten. Von den Brandis und den Scharnachtal, die durch Erbschaft Mitherren der weißenburgischen Besitzungen geworden waren, gelangten diese an Bern, und zwar Erlenbach 1439, Diemtigen 1448 und Wimmis 1449, und bildeten das später durch weitere Erwerbungen vergrößerte Amt Niedersimmental.

Die Burg Weißenburg, bei der sich schon vor 1327 eine den Heiligen Pantaleon und Katharina geweihte, 1507 neugebaute Kapelle befand, zerfiel mit der Zeit, und heute sind die Terrassen der ehemals großangelegten Burganlage von friedlichen Kartoffel- und Kohlpflanzungen eingenommen. Sic transit gloria mundi!

Auf schattiger, wohlangelegter Fahrstraße gelangen wir von Weißenburg durch die vom Bunschibach durchströmte Waldschlucht in zwanzig Minuten nach dem Kurort Weißenburgbad, bestehend aus dem neuen und dem noch tiefer schluchteinwärts gelegenen alten Bade. Die warme, eine Temperatur von 26° C aufweisende Quelle ist schon seit Jahrhunderten bekannt und im Gebrauch. Nach einer Mitteilung aus einem Privatbrief vom 19. Juni 1550 befand sich um jene Zeit Jodokus Kilchmeyer, damals Pfarrer am Münster in Bern, „in einem Thermenbad zuoberst im Bernbiet". Handelt es sich um die warme Quelle von Weißenburg oder eine andere seither verschollene Therme? Anton Bacher, ein Landmann von Weißenburg, der am 24. Juni 1600 in einem Schreiben an die Obrigkeit meldet, er habe im Vorjahr am Sonntag nach Martinstag in einer schwer zugänglichen Kluft der Bunschenschlucht einen warmen Brunnen gefunden, berichtet übrigens, der Quell sei schon vor 60 Jahren bekannt gewesen und benutzt worden. Es würde sich somit 1600 nicht um eine Neu-, sondern um eine Wiederentdeckung der Quelle handeln. Die auf das Naturwunder aufmerksam gemachte Obrigkeit ordnete einen Augenschein an und beschloß die Fassung und Nutzbarmachung der Therme. Das Unternehmen bereitete große Schwierigkeiten und erforderte beträchtliche Kosten; mußte man doch außer einheimischen Arbeitskräften Erzknappen aus Tirol und Maurer aus Piemont herbeiziehen. 1604 konnte man den mit dieser Jahrzahl versehenen Schlußstein des Quellgewölbes einfügen, und 1606 wurde ein für 20 Personen Raum bietendes Badgebäude, wohl an Stelle des heutigen hinteren Bades, eröffnet, das aber schon bald nach 1620 dem Zerfall entgegenging und nach einiger Zeit vom Erdboden verschwand. Aber die Quelle wurde immer noch benutzt, ja

1657 sogar nach dem Dorf Weißenburg hinuntergeleitet. Ein 1658 gedrucktes, von Notar Andreas Walther in Wimmis verfaßtes Gedicht singt das Lob des neuen Etablissements. Aber auch dieses Unternehmen hatte keinen dauernden Erfolg. Eine Wandlung trat ein, als der bekannte bernische Stadtarzt Dr. Johann Jakob Ritter sich der Sache annahm. 1695 erhielt er die Quelle von der Regierung zum Erblehen und erbaute mit ihrer Unterstützung ein neues Badhaus, von dem noch eine Abbildung vorhanden ist. 1696 ließ er eine Badeschrift veröffentlichen, die die Wunderkraft des Wassers der leidenden Menschheit verkündigen sollte. Der Ruhm des Bades verbreitete sich mehr und mehr. Schon 1714 heißt es in einer Reisebeschreibung, der Kurort sei in der Mode und genieße eines vortrefflichen Rufes. 1730 machte der berühmte Albrecht von Haller daselbst eine Kur. Aus einem Gutachten des bernischen Sanitätsrates geht hervor, daß das Weißenburgerwasser auch nach auswärts verschickt wurde. Die erste wissenschaftliche Analyse besorgte 1788 der bernische Apotheker Morell. Mit der Zeit erkannte man die besonders hervortretende Wirksamkeit des Wassers für die Krankheiten der Atmungsorgane. Das Baden wurde mehr und mehr eingeschränkt, schließlich aufgegeben und das Wasser ausschließlich zu Trinkkuren verwendet. 1825 übernahm die Familie Müller von Weißenburg das Bad, das sich bald zum modernen Kurort entwickelte. 1837 erfolgte der Neubau des hinteren Bades, und 1846 wurde der Grund gelegt zum neuen vorderen Bad, das sich rasch vergrößerte und 1867 durch eine Fahrstraße mit dem Dorf Weißenburg verbunden wurde. Unter der Leitung der Gebrüder Hauser, die 1872 die beiden Etablissemente erworben hatten, erfolgten neue Erweiterungen, so der vollständige Ausbau des neuen Kurhauses und 1887 wieder ein Neubau des alten Bades. 1891 vollzog sich die Umwandlung in eine Aktiengesellschaft, die 1899 an Stelle des abgebrannten vorderen Bades den heutigen Neubau erstellte. Es knüpft sich ein gutes Stück Kulturgeschichte an die Vergangenheit und Entwicklung des Weißenburgbades. Einige Minuten hinter dem alten Bad, am Fuß der gewaltigen, vom Hauptgrat der Stockhornkette nach Süden vorspringenden, von J. J. Rebmann in seinem oben erwähnten Lehr-

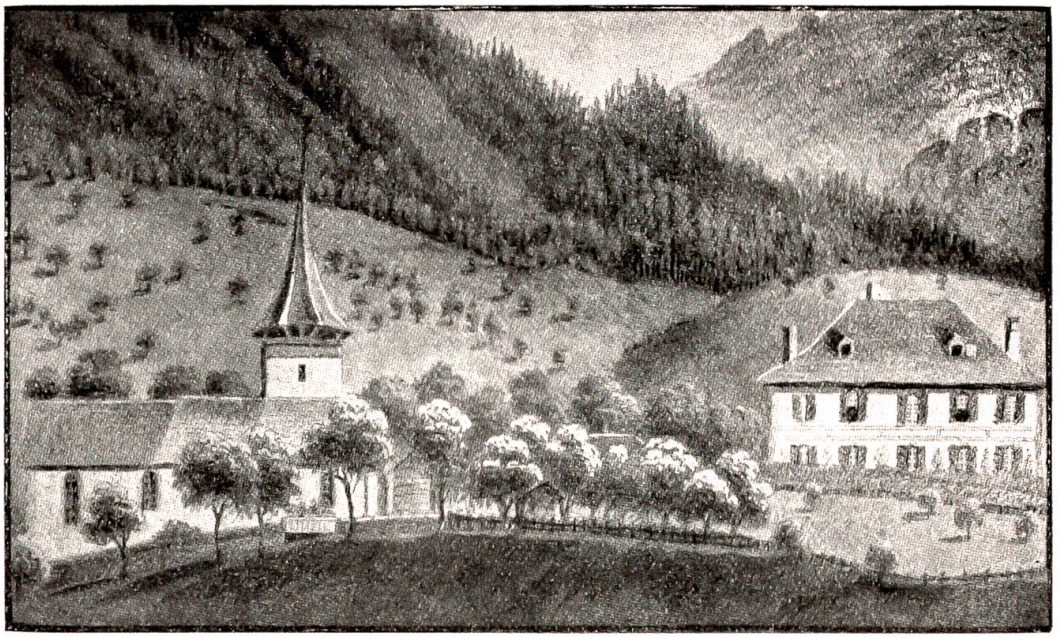
Leitern zum Weißenburger Brunnen.

gedicht 1606 genannten Schwiedenegg, endigt die Schlucht des Bunschibaches. Hier, wo in dunkler Tiefe von Westen her der Walalpbach, von Osten der Morgetenbach sich zum Bunschibach vereinigen und jedes Weiterdringen ausgeschlossen erscheint, führt eine kühne Leiternanlage auf die unterste Alpterrasse der Schwiedenegg, von wo aus wir rechts oder links in die vom Dorf Weißenburg aus auf bequemeren, aber weiter ausholenden Wegen zu erreichenden, von den genannten Bergwassern durchströmten Täler gelangen. Des Walalptals haben wir bereits gedacht, wollen aber nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß der von dieser Alp über den Kamm der Stockhornkette nach Blumenstein hinüber führende Paß 1557 unter dem Namen „über die Not" erscheint, und daß der ebenfalls ins Einzugsgebiet der Walalp gehörende Gantrisch 1459 in einer Marchbeschreibung unter dem Namen Nünifluh erscheint und auch von Benedikt Marti, dem Berner Theologen und Botaniker, Anno 1561, sowie vom Topographen Thomas Schöpf um 1570 also genannt wird. Erst 1716 erscheint der gewaltige Felsstock unter dem Namen Gantrisch, der, allerdings auf eine Alp im nahen Freiburgbiet sich beziehend, schon 1356 vorkommt, wogegen seine frühere Benennung Nünifluh seiner unnahbaren Nachbarin, der Nünenen, gegeben wurde, welcher Name als Bezeichnung der an ihrem Nordfuß gelegenen Alp schon 1377 verzeichnet wird. Als ein Kuriosum mag auch erwähnt werden, daß auf dem schmalen First des zwischen Gantrisch und Nünenen sich öffnenden Leiterenpasses die Gemeinde Därstetten mit der auf dem Längenberg gelegenen Gemeinde Rüeggisberg zusammenstößt. Die südlich dieses Passes gelegene Alp Talberg erscheint ebenfalls schon 1377, und zwar als Besitz des Klosters Rüeggisberg. Auch die Talschaft des Morgetenbaches, dessen besonders im Frühsommer prächtiger Wasserfall unterhalb der Morgetenalp zu wenig bekannt ist, entbehrt nicht ganz geschichtlicher Erinnerungen. Daß der Paßweg über den Morgetengrat zwischen Gantrisch und Bürglen vor alten Zeiten viel begangen wurde, wie der Volksmund erzählt, ist durchaus glaublich. Besaßen doch simmentalische Dynasten, wie die Raron und Weißenburg, Gebiete am Nordfuß der Stockhornkette, so im Gelände von Blumenstein, von wo aus der Weg ins mittlere und obere Simmental zuzeiten kürzer und sicherer war als durch die enge Pforte bei Wimmis, die zudem gelegentlich in Feindeshand war. Was die Bergnamen dieses Gebietes anbelangt, so erscheint das Gemsgrätli, das wohl die Gemsfluh westlich der Bürglen bezeichnet, schon um 1570 in Schöpfs Topographie, während der Ochsen unter diesem Namen erst 1705 auftritt. Wenn wir noch der Wanklifluh gedenken, so geschieht es, weil die nasale Aussprache des Wortes „Wankli" durch die Talbewohner von einem Nichtsimmentaler mit dem besten Willen nicht nachgeahmt werden kann. Doch sind wir ganz unvermerkt auf das Gebiet der Gemeinde Oberwil geraten. Ihr Mittelpunkt, den wir zuerst kennen lernen wollen, ist der Pfarrort

Oberwil.

Der Pfarrweiler Oberwil auf seiner aussichtsreichen Terrasse über dem linken Ufer der Simme gehört zu den schönstgelegenen Ortschaften des ganzen Tals. Taleinwärts bilden die charaktervollen Berggestalten des Beckens von Boltigen den Abschluß, während talauswärts die Berge des Brienzersees und des Oberhasle aus blauer Ferne grüßen. Aber auch die Nähe zieht den Blick auf sich, vor allem der Pfarrort, überragt von der heimeligen, altertümlichen Kirche, dann die an beiden Talhängen zerstreuten Weiler und Höfe der 1023 Einwohner zählenden Gemeinde, die, wie die übrigen des Tales, in Bäurten eingeteilt ist. Wenn wir den Bunschibach bei Weißenburg überschreiten, befinden wir uns in der Bäurt Bunschen. Das gleichnamige Dörfchen mit dem stattlichen, reich verzierten, die Jahrzahl 1757 tragenden Hause des Landesvenners Joneli liegt auf einer Terrasse der Stockhornkette und nicht etwa an der großen Talstraße, die der Simme entlang in der Tiefe sich talaufwärts zieht und bei weitem nicht die Aussicht bietet wie die höher gelegene Bahnlinie und die alte Straße. Von Bunschen stammte das bernische,

schon 1294 auftretende burgerliche Geschlecht der von Buntschen. Hierher gehören das alte Weißenburgbad, die Weiler Krauchtal, Bühl mit Stammsitzen der Familien Regez und Lörtscher, sowie Weißenbach und Weißenstalden. Wie Jahn in seiner Chronik von 1857 meldet, fand man bei Bunschen Kalkspatkristalle von ungewöhnlicher Größe und Schönheit, wodurch mehrere Unkundige verleitet wurden, einen tiefen Stollen zur Entdeckung eines Kristallgewölbes in den Berg hinein zu treiben, ohne jedoch für ihre Mühe und ihre Kosten Belohnung zu finden. Bunschen war ein Mannlehen des Hauses Spiez und gelangte 1538 an Bern. Der Bäurt Bunschen entspricht auf dem rechten Ufer der Simme die gegen Weißenburg durch den Oeigraben begrenzte Bäurt Hintereggen. Sie reicht bis zum ebenfalls in das Massiv des Niederhorn eingeschnittenen Ammerzengraben und umfaßt eine große Zahl zerstreuter Höfe und Weiler, so unter anderm der schon 1283 genannte Lamperen, dann Silberbühl, Fischbach und Aebnit. Eine traulichere Einsamkeit läßt sich kaum denken, als die der meist aussichtsreichen Berghöfe von Hintereggen.



Kirche von Oberwil im Simmental.

Über die Simmenbrücke beim Heidenweidli wieder die linke Talseite gewinnend und nach Oberwil hinaufsteigend, erblicken wir gegenüber der Eisenbahnstation an einem Waldsaum einen noch wohlerhaltenen Mauerzug, vom Volke die Heidenmauer, etwa auch Rosenstein genannt. Über ihre Herkunft schweigt sich die Geschichte vollständig aus. Auch die archäologische Forschung hat sich bis jetzt dieser Burganlage nicht angenommen, sowenig als der übrigen Burgstellen des Tals. Noch einige Schritte, und wir sind in Oberwil. Unser erster Besuch gilt der Kirche, deren schindelgedeckter, mit hölzernem Glockenestrich versehener weißer Turm das Wahrzeichen der ganzen Gegend ist. Ins Innere tretend, sind wir überrascht durch das Stimmungsvolle des schlichten Raums, der des Sehenswerten nicht wenig bietet. Schon im Kirchenschiff bemerken wir die gotischen Flachschnitzereien der Decke. Noch reicher sind die des rundbogigen Holztonnengewölbes des Chors mit dem Weißenburgerwappen. Dieses Wappen, das zugleich das Wappen des Amtes Niedersimmental ist, findet sich, von zwei Engeln als Schildhaltern gehalten, mit der Jahrzahl 1529 an einer Wappenscheibe, dem letzten Überrest des einstigen Schatzes an Glasgemälden, welchen sicherlich auch diese Kirche aufwies. Bemerkenswert ist der gotische Taufstein. Daß der Madonna und den Heiligen die Köpfe abgeschlagen oder verstümmelt wurden, ist ein Zeugnis, daß auch hier der Bildersturm in den Tagen der Reformation tobte. Beachte man auch den hölzernen, eingelegten Taufsteindeckel mit der Inschrift 1680, gestiftet vom damaligen Pfarrer Mauriz Achler. Die Kanzel trägt das Datum 1620. Die Kirche von Ober-

wil wird zum ersten Male im Kartularium von 1228 genannt, und zwar unter dem Namen Berswyl. Sie war dem hl. Maurizius geweiht. Demnach hätte sie sich früher westlich vom heutigen Pfarrort, beim heutigen Weiler Zelg, der noch 1577 als „Berswyl an der Zelg" bezeichnet wird, befunden. Doch ist es auch möglich, daß der Name Berswyl früher sich nicht nur auf den Weiler Zelg bezog, sondern auch den heutigen Pfarrort Oberwil bezeichnete. Als Patronatsherren der Kirche erscheinen die Edlen von Weißenburg, die 1328 dieses Recht der Propstei Därstetten verkauften, von welcher es 1484 an das St. Vinzenzenstift und 1528 an die Regierung überging. 1524 wirkte hier als Pfarrherr Mauriz Meister, einer der wenigen Priester in bernischen Landen, die sich um diese Zeit der Reformation zuwandten. Er war schon vor 1527 in die Ehe getreten. Ist vielleicht die Verstümmelung des Taufsteins sein Werk? 1528 erschien er als Pfarrer von Thun auf der Disputation in Bern und wirkte von 1533 bis 1545 in Langnau. 1565 wütete die Pest in Oberwil mit besonderer Heftigkeit; 334 Personen fielen ihr zum Opfer. 1591 brach die Seuche von neuem aus; es starben 150 Personen. 1748 wurde das Pfarrhaus neu gebaut. 1799 im April beteiligten sich viele Oberwiler an der Volkserhebung gegen die Helvetik, weshalb der Gemeinde eine starke Kontribution auferlegt wurde. Außer dem Pfarrweiler gehören zur Bäurt Oberwil neben den schon genannten Häusergruppen unter anderm die Weiler Hüpbach, am Bache gleichen Namens, Adlembühl, wo eine Örtlichkeit den Namen Schlößli trägt, und Ober-Wüstenbach.

Es folgt auf der nämlichen Talseite die Bäurt Waldried, mit dem gleichnamigen Dörfchen am Eingang des vom Wüstenbach durchströmten Tals. Auf der andern Seite des Bachs, rechts über dem Ausgang des Wüstenbachtals, oberhalb dem Weiler Wöschbrunnen, liegen die hochgelegenen Trümmer einer größern Burganlage, die aus zwei Burgstellen besteht. Auch über diese Befestigung gibt uns die urkundliche Forschung keine Auskunft. Unweit der Mündung des gleichnamigen Baches in die Simme liegt an der alten Talstraße der Weiler Wüstenbach. Die nahegelegene Station Enge bedient auch die jenseits der Simme gelegenen zerstreuten Höfe der an Hintereggen grenzenden Bäurt Pfaffenried mit dem gleichnamigen Dörfchen und dem hochgelegenen Weiler Breiti. Schon sind wir an der Grenze des Amtes Obersimmental angelangt. Wir wollen aber die Gemeinde Oberwil nicht verlassen, ohne ihr Berggelände, soweit wir es noch nicht kennen, aufzusuchen.

Recht lohnend ist ein Ausflug in das Tal des Wüstenbach. In seinem Hintergrund, allerdings schon auf dem Gebiet der Gemeinde Boltigen, liegen die Alpen Erbetlaub und Bunfalweid, erstere schon 1310 genannt, letztere denselben Namen tragend wie die am Nordfuß des 1306 erstmalig erwähnten Niederhorns gelegene Bunfalalp. Von Waldried aus führt ein Weg nach der schon 1310 genannten Alp Alpligen, westlich der schönen Alpen Neuenberg und Domeren, von wo wir mühsam über die Einsenkung der Galliten nach der Alp Seeberg im obersten Kessel des zur Gemeinde Guggisberg gehörenden Tales der Hengstsense gelangen. Höchst lohnend ist die Besteigung der Scheibe, 2152 m, deren aussichtsreicher Gipfel zum ersten Male in Scheuchzers Orographie 1716 genannt wird. Mit ihr durch einen Grat verbunden, bietet die westlich sich erhebende, die Grenze zwischen den Kantonen Bern und Freiburg bezeichnende, im Marchbuch des Geometers Bodmer von 1716 als Mährenfluh genannte Mähre, 2093 m, ebenfalls eine herrliche Aussicht. Von der in einem Kessel zwischen den genannten Gipfeln und ihren Ausläufern eingebetteten Richisalp führt ein Paß nach der freiburgischen Alp Känelgantrisch, wohin schon Anno 1356 die Stadt Freiburg einen Weg erstellen ließ. Nördlich dieser Einsenkung gegen das Simmental hin ragt der wuchtige Schafarnisch, 2112 m, empor, von Bodmer 1716 als Gabelfluh bezeichnet. Von diesem Gipfel aus, der wie alle Erhebungen der westlichen Stockhornkette eine Aussicht von seltener Mannigfaltigkeit auf das Hochgebirge, in die Täler des

G. Lory, Sohn (1784—1846)

Hochzeitsfest auf dem Lande

Simmentals und auf die Westalpen darbietet, nehmen wir Abschied von der Gemeinde Oberwil und ihren von der Abendsonne beschienenen, braunen Häusern und entbieten dem freundlichen Leser ein herzliches: Auf Wiedersehen übers Jahr in Boltigen — so Gott will!

Frißt der Frosch Bienen?

Wir lesen hierüber in der Jagdzeitung „St. Hubertus" folgendes:

Wie jedes lebende Wesen in der Natur, so hat auch die Honigbiene ihre zahlreichen Feinde. Bekanntlich erhaschen ja viele Vögel, besonders die Schwalben, die Bienen im Fluge; es sei aber auch eines anderen Feindes der Bienen Erwähnung getan, der als solcher bisher nur wenig bekannt sein dürfte.

Es ist der Frosch, der braune sowohl wie der grüne. Daß derselbe seinen Aufenthalt mit Vorliebe in den Kleefeldern wählt, ist nichts Neues; seinerseits geschieht dies aber nicht ohne Ursache. Auf dieselben, namentlich auf den sehr honigreichen weißen Klee, kommen die Bienen mit großer Vorliebe. Viele von diesen fleißigen Arbeiterinnen sehen ihren Stock nie wieder, sondern werden eine Beute der Frösche. Mit gierigen, weit geöffneten Augen, wie ein Tiger im kleinen, stiert und lauert der Räuber unverwandt auf sein auserlesenes Opfer, bis er dasselbe im günstigen Augenblick, wenn die Biene ihren vordern Körperteil tief in die Blumenkrone versenkt, durch einen sichern Sprung erhascht, nicht achtend der etwaigen Stiche, welche ihm die Gefangene versetzt, denn er ist ja ein Kaltblüter.

In dem häutigen Magensack eines getöteten Frosches wurden nicht weniger als elf Bienen gefunden; für ein so kleines Geschöpf gewiß eine ausreichende Zahl. Manchem Imker dürfte die allmähliche Abnahme der Anzahl seiner Bienen im Stock, bis dahin rätselhaft, durch das Mitgeteilte erklärt werden. Der Frosch ist ein sehr gefährlicher Feind seiner Pfleglinge. Doch soll hierdurch nicht etwa angeraten werden, die Frösche zu vertilgen, gewiß nicht, sie vertilgen denn doch auch gar manche schädliche Insekten. Nur in der Nachbarschaft der Bienenstöcke sind sie nicht zu dulden, denn da könnten sie es sich am Ende allzu bequem machen und ihre Neigung zur Jagd wohl gar ausschließlich in den Bienen befriedigen.

Unser Farbenbild

von G. Lory, Sohn.

Leider nur eines bringt dieses Jahr der „Hinkende Bot"! Als die Notwendigkeit an den Verleger herantrat, den Preis des Kalenders abermals zu erhöhen, sah er sich vor die Fragen gestellt: Erhöhung des Preises um 15 Rappen, statt 60, wie letztes Jahr, 75 Rappen, Einschränkung des Inhaltes oder Weglassen der farbigen Bilder? Er macht nun einen Kompromiß — diese sind ja an der Tagesordnung —: anstatt den Preis um 15 Rappen zu erhöhen, will er den Kalenderpreis auf 70 Rappen festsetzen, den Inhalt, was schließlich die Hauptsache am Kalender ist, nicht verkürzen, dagegen aber das zweite farbige Bild weglassen, denkend, es sei dies für die Kalenderleser das weniger Schmerzliche. Kommen wieder bessere Zeiten, was alle Welt und mit ihr der Kalendermann hofft, sollen auch die beliebten bunten Bilder unverkürzt zu ihrem Recht kommen.

Reineke in der Wohnstube.

Aus dem Dorfe Wolf bei Büdingen (Hessen) wird berichtet: In einem Bauernhause, das mit der Rückseite an das Feld grenzt, entstand plötzlich ein großer Lärm unter dem Geflügel. Plötzlich stürzte ein Huhn in das Wohnzimmer und hinterdrein ein Fuchs. Die Bäuerin erschrak heftig, hatte aber soviel Geistesgegenwart, die Türe zuzuschlagen und durch das Fenster um Hülfe zu rufen. Gleich waren die Nachbarn mit allerlei Waffen zur Hand, womit sie dem Fuchse, der sich unter das Bett verkrochen hatte, zu Leibe rückten. Nach kurzem Kampfe mußte Meister Reineke seine Kühnheit mit dem Leben büßen.

Aus der Religionsstunde.

Der Lehrer möchte wissen, wie die Kleinen sich die Unsichtbarkeit Gottes vorstellen; deshalb stellte er die Frage: „Wer von euch hat den lieben Gott schon gesehen?" — Ein kleiner Junge ruft: „Ja, ich habe ihn gesehen!" „Wie sah er denn aus?" forschte der Lehrer. „Er war ganz schwarz angezogen und hatte einen schwarzen Hut auf dem Kopf; mein Vater grüßte ihn und sagte: Ei du lieber Gott, wo kommst denn du her?"